

Heldentum im Ledersessel

Im Berliner Hotel „Adlon“ trafen sich vor einiger Zeit fünf Männer zwischen 25 und dreißig Jahren, um miteinander drei Tage lang ein Sittenbild ihrer Generation zu entwerfen. Das Ergebnis war eine Art Manifest mit dem Titel „Tristesse Royal“ (Ullstein Verlag, Berlin). Ein Begriff, der sonst eher einen Seelenschmerz beschreibt, wurde hier mit der absonderlichen Assoziation an ein Luxusgetränk zur fast zynischen Benennung einer absonderlichen Genussstrategie: Trübe Gemütszustände werden geschlürft wie ein Glas Kir Royal, französischer Aperitif aus Champagner und Crème de Cassis.

Dahinter verbirgt sich – man sollte es nicht glauben – die erste dezidierte, scharf umrissene und wirklich alternative Gegenposition zu jener Bewegung, die fast genau drei Jahrzehnte, also eine Generation lang, die geistige Szene in Deutschland relativ unangefochten beherrschte, obwohl ihr selbst jene langen Bärte gewachsen waren, die sie einst radikal abschneiden wollte: den 68ern. Der Schlüsselsatz der endlich formierten Gegner lautet vorsätzlich defätistisch: „Es gibt keine Meinungen mehr.“ Und wo es keine Meinungen gibt, fehlen natürlich auch die Überzeugungen.

Entsprechend beschränkt sich das Credo der frisch gebackenen Alternativen auf Haltungen, Attitüden, Stilfragen. Das Ende von Glaube, Liebe, Hoffnung wird lustvoll genossen, stilvoll, elitär, luxuriös und ohne Bedenken. Den jungen Leuten tut eigentlich nichts weh. Es geht ihnen um die Selbstinszenierung ihres Egos in Abwehr einer Zeittendenz, die sie so umschreiben: „Der Hauptstrom unserer Gegenwart ist eine monströse Kollektivierung des Individualismus.“

Die tristen Royalisten, die sich selbst das „pop-kulturelle Quintett“ nennen, verste-

hen sich als eine ästhetische Elite, für die selbst die Moral nur eine Stilfrage ist. Sie verkünden die Sehnsucht nach Krieg und Heldentum, aber ironisch gebrochen als Folge einer unentrinnbaren „Wohlstandsverwahrlosung“. Für sie ist das Leben eine Kette wechselnder Moden, das sich erfüllt in einer wohlgemuten Kür theatralischer Beliebigkeiten. Sie fordern nichts außer einem größeren Vorschuss auf die Zukunft. Der ungedeckte Wechsel gehört für sie, die das Ende der moralischen Verbindlichkeiten kommen sehen, zum Lebensprogramm. Er ist ihr geistiger Sexappeal.

Es ist zu fürchten, dass diese fröhliche Vereinigung von Pluralismus, Postmoderne und einer unabweisbaren Sehnsucht nach

kontrovers

Veränderungen mehr ist als nur das abstruse Pamphlet von fünf unbefriedigten jungen Männern, die aus dem Gefühl heraus, nichts ändern zu können, die Philosophie entwickelt haben, genussvoll die Prophylaxe des Scheiterns zu intonieren. Das geistige Klima in Deutschland ist zehn Jahre nach der Wende gekennzeichnet von Desillusionierung, Entmutigung, Redundanzen, Erblasten und Glaubwürdigkeitsverlusten. Vor allem die sogenannte Hochkultur bietet das Bild einer verödeten Landschaft, die nicht einmal das bewegende Gefühl von Tristesse zu vermitteln vermag. Die Literatur kann sich zwar mit dem – mindestens zwanzig Jahre zu spät verliehenen – Nobelpreis für Günter Grass über ihre zunehmende Unfruchtbarkeit hinweglügen, übersieht aber zum Beispiel geflissentlich die Tatsache, dass es ihr in einem ganzen Jahrzehnt nicht gelungen ist, ein paradigmatisches Werk über die Teilung und die schwierige Suche nach einander hervorzubringen.

Das Theater übt sich in Jammerjaden nach dem verloren gegangenen Schlaraffenland der Subventionsseligkeit, tut sich aber schon schwer, die Greise auf den Intendantensesseln durch profiliertes Nachwuchspersonal zu ersetzen, von halbwegs anregenden Perspektivenwechseln oder irgendwelchen schmerzanzweigenden Erstaufführungen auf den Bühnen ganz zu schweigen. In der Bildenden Kunst suchen die Museen und Galerien händeringend nach einer nachgeborenen Avantgarde, die wenigstens formal in der Lage wäre, auf dem Niveau ihrer Vorgänger veränderte Erregungszustände mitzuteilen. In der Musik, zumindest was den konzertanten Bereich angeht, sind die Zeitgenossen – ein wenig polemisch formuliert – von den vierten in die sechsten Hörfunkprogramme abgestiegen. Dieser Zustand erklärt sich nicht etwa aus den Sparzwängen der öffentlich-rechtlichen Sender, sondern durch inhaltliche und formale Erschöpfung. Über die Einführung des Schweigens in die Musik durch den Amerikaner John Cage sind die meisten zeitgenössischen Komponisten in Deutschland nicht mehr hinausgekommen. Und weniger als nichts kann man eben nicht zu Gehör bringen.

Dementsprechend zeigen die Thesen der fünf jungen Männer aus der Luxusherberge „Adlon“ nur im Focus an, was sich da anbahnt. Die Zusammensetzung der „Gruppe“ ist bizarr genug: Alexander von Schönburg, Gesellschaftsreporter bei „Die Bunte“, Benjamin von Stuckrad-Barre, FAZ-Redakteur, Joachim Bessing, Kolumnist, Christian Kracht, Romancier, und Eckard Nickel, Sportwagenfahrer. Sie haben eine Kampfansage an die Älteren und Normalbürger formuliert, deren Mangel an alternativer Überzeugung geradezu einmalig ist.

Aber die offenkundige Querschnittslähmung des deutschen Geisteslebens legt das

ja nahe. Das Absterben der intellektuellen Nervenstränge hat eben eine doppelte fatale Wirkung: Es macht nicht nur bewegungsunfähig, sondern auch fühllos. Was wiederum eine Beliebigkeit zur Folge hat, die sich darin gefällt, alle Bekundungen sofort wieder aufzuheben. In Deutschland entwickelt sich ein Zusammenklang von technologischer Bewusstseinsprägung und sehr stark politisch bedingten Spannungsverlusten. Die globale, nicht spezifisch deutsche Komponente sind die elektronischen Medien vom Fernsehen mit 500 Kanälen über die Handy-Kultur bis hin zum Internet. Wer seine Biografie in virtuellen Welten der elektronischen Medien erlebt und begründet, für den ist die willkürliche Formierung von Ethik und Handeln eine Selbstverständlichkeit.

Die geistige Szene in Deutschland und damit ein unabdingbares Fundament der Gesellschaft ist in den letzten Jahren aber auch in der politischen Entwicklung unterminiert worden. Der Historiker und Publizist Joachim Fest hat unlängst konstatiert, dass sich die deutsche Linke in einem unfruchtbaren Zustand von leer laufenden Wiederholungen und damit in einer Art Agonie befindet: „Sie ist geistig erstarrt, steril geworden und leiert die alten Stereotypen ab.“ Nun rächt es sich also doch noch, dass die Linke nach 1945 mit System die Diskriminierung der konservativen Denkpositionen durchgesetzt hat. Weil sie mit allen redlichen und unredlichen Mitteln ihre fast in geistige Alleinherrschaft ausartende Positionierung betrieb, fehlt ihr heute der lautstarke Gegenpol, der sie herausfordert und zu neuer Profilierung zwingen könnte. In einer merkwürdigen Gegenbewegung zum liberal-konservativ getragenen Wirtschaftsaufschwung geriet das meinungsbildende Potential, vor allem die Medien und kulturellen Einrich-

tungen, unter das Diktat einer sozialistischen Erlösungsphilosophie. Gezielt wurden Künstler, Schriftsteller und Denker verdächtigt, nationalistischem Gedankengut nahe zu stehen, nur weil deren Werk um Begriffe wie Nation, Heimat, Tradition, Autorität oder Führung kreiste. Selbst ein zu vehement vorgetragener Antikommunismus genügte – der Fall des Lyrikers und Stasi-Opfers Reiner Kunze beweist es –, in den Mechanismus jener Aussonderung zu geraten, der nach der Strategie funktionierte: diskriminieren, isolieren, eliminieren.

So erzwang man nach und nach eine geistige Keuschheit konservativer Denker, die zu einer fast vollständigen Auslöschung eines Poles im geistigen Erscheinungsbild der alten Bundesrepublik führte. In der DDR hatten Konservative ohnehin keine Chance, sie dienten gar als abschreckendes Menetekel an den Wänden der sozialistischen Heilspaläste.

Jahrzehntelang lebte die geistig-kulturelle Szene in Deutschland von einem ausschließlich links bestimmten Gegensatz: Der real existierende Sozialismus und seine von der Utopie geleiteten Kritiker fochten einen immerhin spannungsreichen Kampf aus. Einerseits diente die zwar unbefriedigende, aber dennoch fassbare DDR-Wirklichkeit vielen Künstlern und Intellektuellen als Hoffnung, auf die man sich nicht bloß in Träumen richten konnte.

Andererseits war den kritischen geistigen Kräften in der DDR das Tor zum Westen für einige so weit geöffnet, dass sie mit dem Meinungs-diktat der SED im Grundsatz zu koexistieren vermochten.

Bei aller Distanz im Einzelnen lässt sich nicht übersehen, dass es gerade die Künstler aus der DDR waren, die die Bundesrepublik mit jenem Hauch kritischer Bindung an die Realität versahen, die ein vollständiges

Abdriften in rein formalistische Bürgerschreck-Attitüden verhinderte. Aber selbst da, wo es sich vorrangig um ästhetische, also weltanschauungsferne Sachverhalte handelte, war die größere Realitätsbindung der DDR-Kultur einflussreich. Ein Maler wie Gerhard Richter zum Beispiel, der aus Dresden nach Düsseldorf kam, steht wohl auch deswegen seit Jahrzehnten an der Spitze westlichen Kunstinteresses, weil er sogar in einer Zeit, als figurative Malerei ein Sakrileg war, zumindest rudimentär am Gegenstand festhielt. Er nutzte nur die neue Freiheit, das Menschenbild aus den realen Zusammenhängen herauszulösen und einer ästhetischen Welt anzuvertrauen.

Für die Linke im Westen blieb die DDR als Hoffnungsträger bei aller Kritik relevant. Man mochte noch so sehr gegen sie polemisieren, die Auseinandersetzung blieb auf einer Bewusstseinsstufe, die immerhin das Gefühl der historischen Realität einschloss. Der Tübinger Rhetorik-Professor Walter Jens beispielsweise, einer der hartnäckigsten Traumtänzer sozialistischer Erlösungshoffnungen, ging schon Ende der fünfziger Jahre so weit, für die Literatur der Bundesrepublik endlich den Arbeiter als literarischen Helden zu fordern. Schriftsteller wie der einstige VS-Vorsitzende Bernd Engelmann holten sich in Ostberlin gar direkt bei der SED moralische Aufrüstung. Und selbst ein Günter Grass übte seine oft harsche Kritik an der Bundesrepublik vor dem uneingestandenem Hintergrund, die DDR werde eines Tages ihre ideologischen Fehler korrigieren und die Führungsrolle des Westens erheblich erschüttern.

Das Verhältnis östlicher wie westlicher Linksintellektueller zur Politik konnte sich wegen der historischen existenten DDR jedenfalls unter der Vorstellung entwickeln, nicht allein auf Utopie und Fiktion be-

schränkt zu sein. Aber schon zu Anfang der achtziger Jahre geriet dieses Gefühl ins Wanken. Der Dramatiker Tankred Dorst, selbst aus Thüringen stammend, schrieb in seinem Drama „Merlin“: „Die Idealisten, die Gralssucher, die Gründer von Tafelrunden und idealen Staaten, von neuen Ordnungen und Systemen, die mit ihren Theorien Erlösung versprechen und das große Glück über die Menschheit bringen wollen – die führen am Ende ganze Völker in die offene See, unfähig zu ertragen, was die Wirklichkeit daraus werden ließ.“

Und der DDR-Dramatiker Christoph Hein veröffentlichte schon im Juli-Heft 1989 der DDR-Literaturzeitschrift *Sinn und Form* einen merkwürdigerweise gleichfalls die Artus-Sage thematisierenden Dialog mit dem Titel „Die Ritter der Tafelrunde“. Der Autor führte das Drama eines ideologischen Zerfalls vor. König Artus und seine Ritter sind alt geworden, ohne den Gral gefunden zu haben. Nun zittern sie, die Menschen nach ihnen könnten vergessen, den Gral überhaupt zu suchen. Der Sohn des Königs sagt seinem Vater sogar, er werde den berühmten Tisch der Artus-Runde ins Museum schaffen lassen. Und auf die Frage des greisen Königs, ob ihm das denn helfen werde, antwortet er gnadenlos sachlich und kühl: „Es schafft Platz, Luft zum Atmen.“ Langsam also hatte sich schon damals in den Köpfen einiger Intellektueller die Erkenntnis durchgesetzt, dass die Idee des Sozialismus eine Fiktion gewesen war und dass die scheinbare Bindung an die Wirklichkeit nicht mehr als eine Illusion darstellte.

Gleichwohl wurde die Wende von 1989 zum Schock schlechthin. Wenn man die Entwicklung in den alten und neuen Bundesländern seitdem betrachtet, sind die Zeichen der Erschlaffung einfach nicht zu übersehen. Der Komponist Udo Zimmermann,

designierter Generalintendant der Deutschen Oper Berlin, beispielsweise hat zwar als Intendant die Leipziger Oper in einem kaum glaublichen Kraftakt an die europäische Spitze geführt, als Komponist hat er seitdem aber kein einziges Libretto vertont. Er, der etwa in seiner Oper „Die weiße Rose“ aus einer tief empfundenen protestantischen Moral heraus das Divergierende, Auseinanderbrechende musikalisch wieder zusammenführte, hatte jahrelang dem deutschen Musiktheater eine Dimension gegeben, die man sonst schmerzlich vermissen musste: die Aufrechterhaltung der inneren Einheit gegen alle Widerstände und Anfechtungen. Dass er sich nun eher auf eine Managertätigkeit zurückgezogen hat, legt einen Verdacht nahe, der für weite Teile der deutschen Kulturszene gilt: Hat die Auflösung der produktiven Trotzhaltung, die zu DDR-Zeiten eindeutig politisch begründet war, auch die schöpferischen Impulse ihrer inneren Notwendigkeit beraubt?

Dies ließe sich an vielen Phänomenen und Personen festmachen. Viele Schriftsteller sind weitgehend verstummt. Seit dem Tode von Heiner Müller hat sich kaum ein Dramatiker östlicher Provenienz mehr zu Wort gemeldet. Die große Garde der Theaterleiter und Regisseure aus den siebziger und achtziger Jahren ist zurückgetreten oder in die Wüste geschickt worden, ohne verheißungsvolle Nachfolger zu haben. Die bildende Kunst lebt fast ausschließlich vom Erbe der Vorwendezeit.

Aber die ganz offenkundige Ermüdung der geistigen Szene in Deutschland hat ihre Ursachen natürlich auch in der Tatsache, dass in vielen Bereichen der Kultur die Väter ohne Erben sind. Bürgerschreck-Attitüden wie von Peter Zadek, Hansgünther Heyme oder Hans Neuenfels genügten formalistisch sich selbst und logen der Theaterwelt

vor, politisch getragen zu sein. Jedenfalls zeugten sie keine Kinder, die sich gegen sie hätten empören können. Vor allem die westlichen Intellektuellen lebten in der Vorstellung, auch mit einer Sechs-Zimmer-Eigentumswohnung noch dem Klassenkampf verpflichtet zu sein.

Hinzu kommt, dass Reizthemen wie die deutsche Einheit mit der Wende ihr Ende gefunden haben. Konnte Martin Walser noch Mitte der achtziger Jahre die gesamte Szene mit der Bemerkung aufmischen, er werde sich nie mit der deutschen Teilung abfinden, so muss er heute schon tief in die Holocaust-Thematik einsteigen, um etwas Bewegung in das erstarrte Geistesleben zu bringen.

Mochte die Kultur im Osten wie im Westen bis 1989 durch noch so viele Illusionen, Selbsttäuschungen und Lügen bestimmt gewesen sein, sie vermittelte jedenfalls ein Reizklima, das immer wieder für Erregungszustände sorgte. Der Schock, sich nicht einmal mehr scheinbar auf reale Hoffnungsträger berufen zu können, sitzt tief. Und die 68er, die den Gang durch die Institutionen angekündigt hatten, sind auf den Sesseln dieser Institutionen sitzen geblieben. Selbst die Hoffnungen, sich durch eine ökologische Fundamentalopposition Bedeutung zu verschaffen, hat nur ein paar angepasste Grüne in Ministerämtern hervorgebracht. So sieht man sich heute einer fünffachen Lähmung gegenüber:

Erstens haben die Medien unsere Wirklichkeitswahrnehmung so verändert, dass wir uns der Realität nicht mehr verpflichtet fühlen.

Zweitens beraubte viele der Verlust des real existierenden Sozialismus sogar der Fata

Morgana, es könne sich die Geschichte von einer fassbaren Basis aus weiterentwickeln. *Drittens* führte die Selbstbezogenheit der ästhetischen Formalisten zu einer Unfruchtbarkeit in Richtung Kontinuität und zur Unmöglichkeit alternativer Vatermorde.

Viertens sind die Kräfte der Idealisten in den Fluten von Enttäuschungen, Sachzwängen, Opportunität und Selbstkorrumpierung versunken.

Und *fünftens* hat die konsequente Zerstörung konservativer Denkpositionen keine neuen Herausforderungen entstehen lassen, weil den Linken die konträren Diskussionspartner ausgegangen sind.

Wenn jetzt plötzlich, wie zu hören ist, gleich zwei bislang „Verfehlmte“, die Filmregisseurin Leni Riefenstahl und der Dichter Ernst Jünger (und das ausgerechnet mit seiner Weltkriegserfahrung *In Stahlgewittern*), sogar international zu Kino-Ehren kommen, dann offenbart das deutlich genug ein Unbehagen an dem entstandenen Vakuum. Auch das eingangs zitierte „pop-kulturelle Quintett“ buchstabiert konservative Positionen durch, ja, es geht weit darüber hinaus, indem es eine imaginäre Sehnsucht nach Kampf und Heldentum suggeriert. Aber das ist nur eine ironische Selbstinszenierung, in der das Spielerische die Oberhand hat – ein Kir Royal jahrzehntelang verdrängter Positionen. Und der wird die Krise nicht lösen. Im Gegenteil. Bei dieser geistigen und moralischen Equilibristik bleibt nur Hoffnung auf die normative Kraft der Realität, die am Ende doch unausweichlich sein wird. Die Chancen konservativer Positionen jedenfalls sind so groß wie seit einem halben Jahrhundert nicht mehr.

Lothar Schmidt-Mühlisch